

The State(s) of Post-Yugoslav Literature

von Diana Hitzke (Erfurt) & Ivan Majić (Zagreb)

Die Beiträge der Digitalen Anthologie *Re/Visions*, herausgegeben von Sara Bernasconi und Elena Messner, sind das Ergebnis einer vierjährigen Zusammenarbeit internationaler junger WissenschaftlerInnen. Die Anthologie dokumentiert somit die vom Goethe Institut nach einer Idee von Johanna Schumm und Juliane Stegner initiierte und in Kooperation mit den Universitäten in Berlin (Miranda Jakiša) und Regensburg (Ulf Brunnbauer) 2008–2011 organisierte „Zukunftswerkstatt“.

Erstveröffentlichung. Die Abschnitte „The State(s) of Post-Yugoslav Literature (2)“ und „Erinnerung“ von Ivan Majić wurden von der Autorin D.H. aus dem Kroatischen übersetzt.

The State(s) of Post-Yugoslav Literature (1)

Das Spiel zwischen den beiden Zuständen (states) des Wortes ‚state‘ ist mehr als bloß ein Spiel.¹

Jacques Derrida beginnt einen Vortrag in Kalifornien mit der Bemerkung, er habe den Titel der Veranstaltung zunächst falsch gelesen: „Wahrscheinlich aus Zerstreutheit hatte ich anstelle von ‚The States of ›Theory‹‘ (mit *states* im Plural und ›*theory*‹ in Anführungszeichen) ‚The State of Theory‘ (mit *state* im Singular und *theory* ohne Anführungszeichen) gelesen.“² Anstelle des Standes (genauer der „Stände“ oder „Zustände“) der Theorie steht bei der zweiten Formulierung der Staat der Theorie im Vordergrund. Das Spiel zwischen den beiden „states“ von „state“ soll hier aufgenommen werden. Der Zustand bzw. die Zustände der postjugoslawischen Literatur sollen in Bezug auf den „Staat“ dieser Literatur betrachtet werden. „Staat“ soll dabei nicht im Sinne einer territorialen oder (geo)politischen Einheit verstanden werden, sondern im Sinne einer „imaginierten Gemeinschaft“ (Anderson) auf seine Grenzen hin befragt werden. Ohne auf die geografischen, geopolitischen und soziohistorischen Implikationen eines solchen „Staates“ näher einzugehen, soll hier danach gefragt werden, ob und wie sich ein „Staat“ der „postjugoslawischen Literatur“ oder ein „postjugoslawischer Staat“ in der Literatur denken lässt.

Bei Derridas Fehllektüre von ‚The State of Theory‘ wird nicht nur der Plural (*states*) zum Singular (*state*), es fehlen auch die Anführungszeichen. Wie die das Wort „Theory“ umgebenden Anführungszeichen zu lesen sind, erklärt³ Derrida zunächst durch die besondere Vorsicht der Organisatoren, die damit zu verstehen geben, dass sie nicht annehmen, es gäbe so etwas wie „die“ Theorie. Warum es diese „Möglichkeit, alle Phänomene der Theorie, alle theoretischen Produktionen, alle Theoreme in Form einer Schautafel, also einer lesbaren Oberfläche, zu totalisieren“,⁴ nicht geben kann, hat nach Derrida zwei Gründe:

Der erste Grund ist, daß jeder Entwurf [...] nur in dem Maß theoretischer Entwurf ist, in dem er beansprucht, sich selbst zu enthalten, indem er alle anderen enthält, das heißt, indem er sie überbietet, sie überschreitet, sie in sich einschreibt. [...] [Der] zweite Grund ist, daß jede *Spezies* auf dieser Tafel ihre eigene Identität nur konstituiert, indem sie andere Identitäten inkorporiert – durch Ansteckung, Parasitismus, Aufpfropfung, Übertragung, Einverleibung usw.⁵

Die Unmöglichkeit einer solchen Tafel gründet demnach darin, dass jeder Entwurf sich einerseits auf alle anderen Entwürfe bezieht, diese sogar übersteigt, und dass er andererseits in seinen einzelnen Elementen andere Theorien und auch deren Gegenentwürfe bereits integriert, andere Texte bereits einverleibt hat.

Der (von den Organisatoren verwendete) Plural „states“ destabilisiert den (von Derrida gelesenen) Singular des Wortes („state“) und versetzt ihn in Bewegung.⁶ Die Mehrzahl bzw. die Berücksichtigung dieser pluralen Kräfte erfordert eine andere Art von „Theorie“. Dies fasst Derrida mit dem Begriff „jetty“ und bezeichnet damit „die Kraft jener Bewegung, die selbst noch nicht *Subjekt*, *Projekt* oder *Objekt* ist, in der sich aber jede subjekt-, objekt- oder projekthafte Produktion oder Bestimmung vollzieht, die ihre Möglichkeit im Entwurf findet.“⁷ „Jetty“ wird mit sehr unterschiedlichen Konnotationen besetzt. Der französische Philosoph bezieht sich dabei nicht nur auf die englischen, sondern auch auf die französischen Implikationen dieses Wortes. Die Übersetzerin Susanne Lüdemann schreibt zur Bedeutung von „Entwürfe (*jetées, jetties*)“:⁸

La jetée (engl. *jetty*), abgeleitet von *jeter* (werfen, schleudern, auswerfen, schmeißen) heißt eigentlich (Hafen)Damm, Hafenwehr, Mole, Pier, Buhne. Der ‚Wurf‘ heißt auf Französisch *le jet*; als semantisch verwandte französische Entsprechung zu ‚Entwurf‘ wäre allenfalls *projet* zu nennen, das jedoch andere Konnotationen mit sich führt.⁹

Derrida beschreibt damit eine Notwendigkeit, die sich aus dem Projekt der Dekonstruktion ergibt, genauer aus dem „Prinzip der Dislozierung“,¹⁰ dem sie folgt. Auch „Exil“- und „Migrationsliteratur“ lassen sich durch die Doppelperspektivierung des „jetty“ beschreiben, denn sie

haben ganz wesentlich mit Dislozierung zu tun. „Jetty“ ist nach Derrida mit zwei Bedeutungen versehen: 1. „Jetty“ als der Wurf oder der Entwurf, genauer die „Kraft der Bewegung, die selbst etwas wirft oder sich selbst wirft“, ¹¹ und 2. ihre Konsolidierung bzw. Stabilisierung, welche wie die „Hafenmole“ dafür sorgt, „die Wellen zu brechen und das Wasser [...] ruhig und niedrig zu halten.“ ¹²

Was aber lässt sich mit der Formulierung „The State(s) of Post-Yugoslav Literature“ ausdrücken? Welche Implikationen hat der „state of theory“ und welche haben die „states of theory“ übertragen auf die postjugoslawische(n) Literatur(en)?

Dem Plural der Kongressorganisatoren folgend, steht bei den „states of post-yugoslav literature“ infrage, wie es um die „postjugoslawische Literatur“ – in Anführungszeichen! – steht. Dass dies nicht eine einfache Antwort sein kann, darauf verweist der Plural „states“: Nach dem Stand oder Zustand der „postjugoslawischen Literatur“ kann nur im Plural (die Stände oder Zustände) und in Anführungszeichen gefragt werden. Dies ist die vorsichtige Annäherung.

Derridas Missverständnis folgend vom „state of post-yugoslav literature“ zu sprechen, würde voraussetzen, dass es eine postjugoslawische Literatur – ohne Anführungszeichen! – und vielleicht sogar einen Staat der postjugoslawischen Literatur gibt und man Fragen wie die folgenden stellen könnte: Wie steht es um die postjugoslawische Literatur? Wer gehört dazu? Welche Texte entstehen dort? Aber auch: Wo ist der „Staat“ der postjugoslawischen Literatur? Darauf kann es eine geopolitische, eine geografische, eine literatur- oder kulturwissenschaftliche, eine historische oder politikwissenschaftliche, eine linguistische oder auch eine imaginierte, eine aus dem Alltag abgeleitete, eine poetische oder eine literarische Antwort geben.

An anderer Stelle im selben Text betont Derrida, dass die Verwendung der Präfixe „post“ und „new“ eine ähnliche Denkbewegung vollführt, wie diejenige von Anführungszeichen. Das „post“ stellt ebenso wie letztere eine Distanz zu den Begriffen und der Möglichkeit ihres Sinns her. ¹³ Insofern lässt sich ohne Anführungszeichen von den „state(s) of post-yugoslav literature“ sprechen – die postjugoslawischen Literaturen stehen ohne „kleine Wäscheklammern, die die Kleider auf Distanz halten“, ¹⁴ da. Aber: „Ob die Kleider wirklich schmutzig oder noch naß sind, sie werden erst von den Wäscheklammern befreit und wirklich berührt, wenn sie sauber [*propre*] sind.“ ¹⁵ Diese „eigentlich[e] Bedeutung [*sens propre*]“ wird durch das Präfix „post“ und den mindestens verdoppelten Sinn von „state(s)“ als „Zustand/Stand“ oder „Staat“ verweigert.

The State(s) of Post-Yugoslav Literature (2)

Die Tatsache, dass Derrida seinen Text mit einem Versehen als einem intentionalen Fehler beginnt, den er analysiert – womit er der ambivalenten Position seiner Rede/seines Textes den Raum öffnet –, lädt in gewisser Weise dazu ein, diesen Fehler und dieses Sprechen auf die post/ex-jugoslawische (Exil-)Literatur bzw. auf die post/ex-jugoslawischen Literaturen zu übertragen. Denn auch hier handelt es sich um die zweifelhafte Bedeutung des Begriffs „post/ex-jugoslawisch“, aber ebenso um den umstrittenen Gebrauch des Singulars bzw. Plurals, wenn die Rede von dieser (diesen) Literatur(en) ist. An einer anderen Stelle, an der er über den Gebrauch des Singulars und Plurals im Titel (eines anderen Vortrags) spricht, sagt Derrida: „[In] den Plural setzen heißt stets, sich einen Notausgang vorzugeben, bis zu dem Moment, wo Ihnen ausgerechnet der Plural den Garaus bereitet.“ ¹⁶ Und erneut kehrt die Metapher an den richtigen Platz zurück, genauer, sie wird an einer Stelle aktiviert, an der die Gefahr, die vom Gebrauch des Singulars ausgeht (in diesem Fall einer oder mehrerer post/ex-jugoslawischen Literatur[en]), vorübergehend durch das Hinzufügen der Pluralform abgewendet werden kann: durch Pluralisierung und Fragmentarisierung mehrerer Literaturen; bis hin zu dem Punkt, an dem die Partikularität, die Einzigartigkeit einer bestimmten Literatur als unüberbrückbares Problem für die Entdeckung eines gemeinsamen Kontextes des Forschungsgebiets zurückkehrt.

Außerdem stellt sich die Frage, inwieweit Derridas Vortrag/Text durch den beabsichtigten Fehler bedingt ist, von dem aus, aber auch mit dessen Hilfe, es zur „Konsolidierung, Stabilisierung“ kommt, oder, mit der Metapher des französischen Denkers formuliert, mit dessen Hilfe es zu einem „ruhigen Ankommen in der Hafenmole (jetty)“ kommt – dann sind der

Fehler, das Versehen oder die Verfehlung allein für die Möglichkeit der Rede über die Methodologie des „jetty“ notwendig. Dabei darf „jetty“ (oder *theory* in Derridas Text, wie auch die postjugoslawische Literatur oder die postjugoslawischen Literaturen) keineswegs die Spur des Fehlers, des Versehens verlieren, wegen der er Ambivalenz und damit auch ein stärkeres performatives Potenzial erlangt. Derrida betont dies deutlich, wenn er feststellt:

Nachdem ich in aller Unordnung ein paar Aphorismen über den Entwurf ausgeworfen (*jeté*) habe, möchte ich zum Abschluß (*chute*) und zur Begleitung (*envoi*) nur noch präzisieren, daß der Begriff des ‚Entwurfs‘ wesentlich zweideutig bleibt, ebenso wie der der ‚Theorie‘.¹⁷

Demnach: Inwieweit wurde die Richtung der Analyse in dieser Arbeit durch den zweifelhaften Zustand/Staat in Gang gebracht? Genauer, insofern sich dieser Text von Derridas Text in Richtung der post-jugoslawischen Literaturen im Zustand/Staat des Exils bewegt, ist die Problematik, die in dem unsicheren Status dieses Begriffs sichtbar wird, beabsichtigt. Mit anderen Worten, die unsichere Position der Rede über die post-jugoslawischen Literaturen (oder über die postjugoslawische Literatur) stellt eine Strategie dar, mit der ein einfaches Verkünden der postjugoslawischen Literaturen als Forschungsgebiet vermieden wird: Bevor vom „Gegenstand der Forschung“ die Rede sein kann, verkehren der Fehler und das Unbehagen, die im Ausdruck des Syntagmas anwesend sind, diesen Gegenstand in ein (theoretisches, aber auch literaturgeschichtliches und methodologisches) Problem der Forschung. Derridas Metapher fortsetzend, das, was die „Hafenmole“ instabil macht, ist die Unvorhersehbarkeit des Hineintragens und Abtragens verschiedener „Gegenstände“ („Subjekte, Objekte, Projekte oder Rejekte“). Erst mit dieser Unbeständigkeit wird die Ambivalenz der „Hafenmole“, des „Entwurfs“ (*jetty*), bzw. (in diesem Kontext) des Problems der Erforschung der postjugoslawischen Literatur(en) theoretisch wirksam.

Unterdessen, gleichermaßen entscheidend ist sowohl für den Entwurf (*jetty*) als auch für das Problem der post/ex-jugoslawischen Literatur Folgendes: „Jetty“ (als Entwurf), so Derrida, „besteht in nichts, er hat keinen ‚Status‘, er findet ganz einfach nicht statt, er hat keinen Platz, der ihm als sein eigener zugeschrieben werden könnte“,¹⁸ weswegen es ausgesprochen schwer ist, „ihn in ein ‚theoretisches Objekt‘ zu verwandeln“. ¹⁹ Genau aus diesem Grund – und dabei sollte man bedenken, dass „jetty“ nach Derrida „selbst noch nicht *Subjekt*, *Projekt* oder *Objekt* ist“, ²⁰ sondern die „Kraft der Bewegung“²¹ –, ist es interessant, über die Situation, über das Problem der „postjugoslawischen Literatur(en)“ zu sprechen, gerade als etwas, das wörtlich, im geografischen Sinne, keinen richtigen Ort hat. Dieser Un-Ort ist eigentlich ein verdrängter jugoslawischer Topos, den die neu entstandenen Staaten in den Raum der U-Topie, Memoria, Nostalgie oder (Anstoß erregenden) Erinnerung ausgewiesen haben. Mit anderen Worten, der geografische oder politische Raum ist verschwunden und hat diesen Platz dem imaginären Raum der Literatur überlassen. Andererseits besteht das „Problem“ der postjugoslawischen Exilliteratur darin, dass ihr geografisches Zentrum in Beziehung zum Kontext dieses Schreibens noch unbestimmt ist, bzw. gerade aus dem vollständigen Verschwinden eines bestimmten, konkreten Ortes entsteht ein imaginäres Bedürfnis nach einer Repräsentation des Phantasmas des einstigen Ortes, wobei sich diese utopische Situation nicht selten durch Nostalgie und Erinnerung manifestiert.

Weiter, insofern die Erforschung der post/ex-jugoslawischen Literatur ein Forschungsgebiet im klassischen Sinne des Wortes wäre, wäre es ein spezifisches Objekt (und vielleicht auch Projekt) der Forschung, wobei das Subjekt dieser Forschung vom Gegenstand, vom Objekt dieser Forschung abgetrennt wäre. Unterdessen, sobald nicht die Rede von dem Gegenstand, sondern von einem „Problem“ der Forschung ist, erweist es sich als wichtig hervorzuheben, wie entscheidend die Macht der Bewegung – mit ihrer Dynamik der interkulturellen oder transkulturellen Erforschung der postjugoslawischen Literatur – aus derjenigen Position ist, in der sich das Subjekt der Forschung nicht vom Objekt trennen kann, weil es (das Objekt) sich ihm als nostalgisch-melancholisches *Projekt* (und vielleicht auch *Rejekt*) der eigenen Identität aufdrängt. Damit kehrt mit der psychoanalytischen Position der Beziehung des Subjekts, dem es nicht gelingt, sich vom Objekt zu trennen, der Fehler am Anfang des Aufsatzes, dieser Anstoß erregende Fehler, dem Derrida bedeutende Aufmerksamkeit schenkt und aus dem er seine Erläuterung ableitet, an seinen Ausgangspunkt zurück, an den Beginn allen

literarischen (aber auch theoretisch-philosophischen) Nachdenkens über die Beziehung zwischen der Aufzeichnung, dem Schreiben, der Literatur und der Erfahrung, der Erinnerung, dem Leben.

„Bagel“

Aber die postjugoslawischen Literaturen sind nicht nur in der eher retrospektiven Perspektive eines „jugoslawische[n] Topos [...] in den Raum der U-Topie, Memoria, Nostalgie oder (Anstoß erregenden) Erinnerung“ (Ivan Majić) eingeschrieben, nachdem sich der (real)politische Raum „Jugoslawien“ aufgelöst und diesen Raum dem imaginären Feld der Literatur überlassen hat, sondern sind gleichsam auch überlagert durch tatsächliche Bewegungen, Reisen und Migrationen ihrer ProtagonistInnen und AutorInnen in der Gegenwart und einer politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung, die – ebenfalls in Nachfolge des Projekts „Jugoslawien“ – einen Raum der „Jugosphären“²² installiert, der auf die Literaturen zurückwirkt.

Das Projekt der Exil- und Migrationsliteratur lässt sich mit der doppelten Perspektive des „jetty“ als „Kraft der Bewegung“²³ und als ihre „Konsolidierung“²⁴ fassen. In Dubravka Ugrešićs Essay *Bagel* aus der Sammlung *My American Fictionary*²⁵ werden diese beiden Perspektiven sichtbar gemacht: Einerseits wird ein Aufbruch, wird etwas „Neues“ beschrieben, das „Amerika“ für die Protagonistin ist; andererseits passiert gleichzeitig eine Etablierung in der Rolle, die sie dort einzunehmen beginnt. Beide Bewegungen sind in Ugrešićs Essays stark ausgeprägt: Die Aufmerksamkeit für das „Neue“ und das „Andere“ geht mit ihrem Beharren auf der Kritik an der Überlegenheit der amerikanischen Kultur einher. Zugleich positioniert sie sich ständig in der Rolle der Migrantin, wodurch das „Prinzip der Dislozierung“²⁶ immer wieder sichtbar gemacht wird und wodurch es nicht zu einer abschließenden Etablierung kommt. Dies zeigt sich insbesondere in der Beschreibung einer interkulturell aufgeladenen Alltagspraktik, praktiziert von einer Migrantin, die sich einerseits als „New Yorkerin“ und andererseits als „Beobachterin“ New Yorks positioniert.

Ugrešić vergleicht in ihrem Essay Donut, Muffin und Bagel und plädiert dafür, dass die beiden ersten Gebäckarten wenig zu bieten haben und der Bagel beiden vorzuziehen sei. Ihre uneingeschränkte Vorliebe erklärt sie mit der langen jüdischen, slawischen und slawisch-türkischen Tradition des Bagels und mit seinem Ritual-Charakter. Der Bagel gehöre etwa zum Lesen der Sonntagsausgabe der *New York Times* einfach dazu. Damit verortet er sich als jüdisch-slawisch-türkisch-amerikanisches Hybridgebäck, das in seine einzelnen, miteinander konkurrierenden Traditionen zerlegbar ist, sich aber zugleich als „kosmopolitische[s] Gebäck“,²⁷ das zur *New York Times* gegessen wird, nur in seiner hybriden Gestalt denken lässt. Hier wird der Bagel dann auch zu einem „Monstergebäck“ im Sinne von Derridas theoretischen Monstern. Der Bagel als „kosmopolitisches Gebäck“ ist nicht nur amerikanisch, sondern hat sich eine Reihe von Traditionen einverleibt.

Eine Klassifikation bzw. eine „taxonomische Tabellarisierung“²⁸ ist nach Derrida aus zwei Gründen nicht möglich: Zum einen ist das Feld einer solchen Fixierung immer auch ein „Kraftfeld“, in dem es nur „theoretische Würfe oder Entwürfe (*jetées, jetties*)“²⁹ gibt, die immer auf konkurrierende Entwürfe bezogen sind. Der zweite Grund ist, „daß jede *Spezies* auf dieser Tafel ihre eigene Identität nur konstituiert, indem sie andere Identitäten inkorporiert – durch Ansteckung, Parasitismus, Aufpfropfung, Übertragung, Einverleibung usw.“³⁰ Wenn jemand demnach versucht, etwas als eine Theorie zu identifizieren, dann kann er das nicht tun, ohne sich bestimmte Begriffe einzuverleiben, sich auf Themen, Fragen und Begriffe zu berufen, die zum Diskurs derjenigen Theorie gehören, und ohne andererseits auch auf ihre Transformationen in anderen theoretischen Diskursen aufmerksam gemacht zu werden. „Und Sie können sich vorstellen, was für Monster diese Kombinatorik zeugen muß, wenn Sie berücksichtigen, daß Theorien sich hier ihnen widersprechende Theoreme einverleiben, die ihrerseits andere einverleibt haben usw.“³¹

Es ist nicht nur so, dass Bagel, Donut und Muffin ihre Identität nur dadurch konstituieren, dass sie andere Identitäten einverleiben, sondern der Bagel führt diese Einverleibung in Ugrešićs Essay auch vor. Er ist ein „Monster“. Die jüdische, slawische und slawisch-türkische Tradition sind ihm einverleibt und gleichzeitig ist er ein amerikanisches Gebäck. Seine Identität wird damit begründet, dass er hybrid ist und letztlich auch noch mit dem Zeitungspapier der *New York Times* verschmelzen soll:

Bagel hat nicht nur seine lange (jüdische) Tradition, sondern auch seine stilistischen Varianten in vielen Ländern, vor allem den slawischen. Dieses kosmopolitische Gebäck ist in Dalmatien als *publica* bekannt, in Rußland als *bublik*, in Mazedonien und Bulgarien als *gevrek*. So viel zu den slawischen Ländern. *Bagel* ist vor allem ein Ritual. Sonntags muß man eine der kleinen jüdischen Bäckereien aufsuchen und eine anständige Menge *bagel* kaufen (eine anständige, sage ich. Auch *bagel* ist nicht gern allein). Man muß ihn halb durchschneiden, mit Butter bestreichen und dünne Lachsscheiben wie Blütenblätter darauf arrangieren. Das ist die klassische, einfache und elegante Variante. Gut ist auch Thunfisch oder die proletarische Variante mit Hering und Zwiebelringen. So ein *Bagel* ist unvorstellbar ohne die Sonntagsausgabe der *New York Times*. Man muß die dicke Zeitung auf dem Tisch ausbreiten, die *bagels* darauf legen (wichtig ist der Duft des Gebäcks und der Druckfarbe), beim Essen ausgiebig krümeln, Fettflecken verursachen und zulassen, daß das Zusammenspiel von Essen und gedrucktem Text den Weg des lesenden Auges bestimmt.³²

Gegen Ende des Textes kommt sie auf das Loch im *Bagel* zu sprechen und beschreibt, wie sie durch diese Öffnung New York und die ganze Welt beobachten kann: „Ich betrachte die Szenerie durch das Loch des *bagel*.“³³ Hier wird deutlich, wie stark sich Stabilisierung und Bewegung ineinander verschränken: Auch die klare Positionierung im amerikanischen Alltag, die mit dem Essen des *Bagels* zur Lektüre der *New York Times* performiert wird, kann die Erzählerin nicht aus ihrer Beobachterrolle befreien. Das Subjekt, das im Alltag mit dem Essen des *Bagels* und der Lektüre der Zeitung eine ganz bestimmte Praxis ausübt, positioniert sich damit gleichzeitig in der Welt – indem es die Welt durch die Brille der kulturellen Verortung seiner Praktiken betrachtet. Zugespitzt wird diese Perspektive dadurch, dass der *Bagel* als Gebäck – das gleichzeitig gegessen und als kulturelle Praxis beschrieben wird, aber auch als Rahmen für die Beobachterposition dient – kosmopolitisch verortet wird. Die im Text genannten diskursiven Verortungen mit einer jüdischen, slawischen und slawisch-türkischen Tradition bestätigen diejenige, die sich zwischen Donut, Muffin und *Bagel* für Letzteren entscheidet, als Kosmopolitin. Damit präsentiert sich das Ich im Text als kosmopolitisch, indem es sich in diesen Kontext stellt. Der kosmopolitische Blick erweist sich zugleich als reflexiver und sich durch narrative Verfahren konstituierender, denn ohne den Verweis auf seine Tradition wäre der *Bagel* nur ein rundes Gebäck, das in der Mitte ein Loch hat.

Für die „States of Theory“ und ihre Pluralisierung und Pluralität spielt v.a. die Konkurrenz verschiedener Interpretationen eine Rolle – die sich in *Bagel* durch die Konkurrenz der unterschiedlichen Traditionen abzeichnen, die allerdings den *Bagel* auch erst zu dem machen, was ihn von den anderen Gebäckarten, die nur Gebäck sind, abhebt. Aber auch das Zusammenspiel der aktiven Teilnehmerin am Alltag und der Beobachterin desselben verweisen auf die Wechselwirkung von verschiedenen Pluralitäten – zwischen Donut, Muffin und *Bagel*, zwischen der jüdischen, slawischen und slawisch-türkischen Tradition des *Bagels* und zwischen derjenigen, die den *Bagel* isst, und derjenigen, die ihn definiert. Hier zeigt sich noch ein anderer von Derrida thematisierter „Bezug zur Pluralität der Konkurrenz“, nämlich die

Mannigfaltigkeit als ein Gesetz des Feldes, eine Klausel der Unabschließbarkeit [...], [...] die synekdochische und metonymische Konkurrenzen möglich und unvermeidlich machen würde: nicht als normale Bedingung der Möglichkeit dieser Konkurrenzen, [...] sondern als eine Quelle disseminierender Andersheit [...] oder Veränderung [...], die gleichzeitig die reine Identität, die reine Identifizierung dessen, was sie möglich macht, unmöglich macht, unmöglich machen würde. Auf diese Weise würde diese Interpretation den Staat und Stand (*state*) oder das Establishment, dem sie stattgibt, entgrenzen und destabilisieren.³⁴

Durch das Zusammenspiel von Kosmopolitanismus und Marginalisierung, die in den Essays für die Position der Migrantin konstitutiv sind, erweist sich *Bagel* als eine die Texte strukturierende und durchziehende Perspektive. Gerade angesichts der Marginalisierung, die im Fall von Ugrešić und bei ihren Protagonistinnen als doppelte Marginalisierung thematisiert wird – als Frau und als Verweigererin der nationalistischen Tendenzen im verlassenen „Herkunftsland“ und als „Südosteuropäerin“ im „Gastland“ –, erweist sich der Kosmopolitanismus als Ausweg. Was aber passiert, wenn der *Bagel* im Sinne einer kosmopolitischen Pluralität zum neuen Rahmen wird? Die Präsenz vielfältiger Traditionen auch in Alltagspraktiken wie dem Essen von *Bagels* erweist sich zunächst als Perspektive, die im Gastland aus der Marginalisierung herausführen kann. Die „Migrantin“ sitzt im Central Park, liest die *New York Times* und isst *Bagels* – mitten im Zentrum sozusagen –, sie positioniert sich aber auch als Beobachterin dieses Zentrums und verortet sich damit ebenso in der Peripherie. Sie wählt

allerdings den *Bagel* als Rahmen dieser Beobachtung und schafft sich damit eine Welt, in der sie theoretisch einen Platz hat und den sie praktisch auch schon einnimmt, indem sie – wie ein New Yorker oder eine New Yorkerin – im Central Park die *New York Times* liest und dazu einen Bagel isst, auch wenn sie sich selbst dabei fremd ist, weil sie dabei beobachtet und reflektiert. Die Mehrzahl dieser Positionierungen und „states“ stabilisiert und destabilisiert sich als „jetty“ und damit als „die *Kraft* jener *Bewegung* [...], in der sich [...] jede subjekt-, objekt- oder projekthafte Produktion oder Bestimmung vollzieht, die ihre Möglichkeit im Entwurf findet“.³⁵

Grenzen

In einem Essay, der 2005 in der Zeitschrift *Sarajevske Sveske* u.d.T. *Granice*³⁶ [*Grenzen*] erschienen ist, denkt David Albahari über den Begriff der Grenze nach. Er beginnt mit der Beobachtung, dass er erst seit Anfang der 1990er Jahre über Grenzen nachdenkt: „Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts habe ich angefangen, über Grenzen nachzudenken. Davor habe ich denen nicht geglaubt, die behaupteten, dass sie existieren.“³⁷ Das Bestehen von Grenzen deutet er als Zeichen einer Gesellschaft, die nicht multikulturell ist, sondern in der mehrere Kulturen zwar zusammenleben, aber dabei von einer dieser Kulturen dominiert werden:

In einer Gesellschaft, in der mehrere Kulturen miteinander verflochten sind, kann von Grenzen keine Rede sein. Die Existenz von Grenzen in einer multikulturellen Gesellschaft bedeutet in Wirklichkeit, dass diese Gesellschaft nicht multikulturell ist, sondern dass in ihr eine Kultur dominiert, welche Kontrolle über die anderen Kulturen ausübt und aufrecht erhält. In so einer Gesellschaft, einer Gesellschaft streng kontrollierter Kulturen, habe ich bisher nicht gelebt. Aufgewachsen bin ich in einer Form der multikulturellen Gesellschaft, in der sozialistisch-kommunistischen Version, wie sie im ehemaligen Jugoslawien existiert hat, und momentan lebe ich in ihrer kapitalistischen Version, in Kanada.³⁸

Der Zusammenbruch Jugoslawiens zeigt auf, so Albahari, wie leicht die positiven Merkmale einer „gemischten“ Gesellschaft sich in negative Vorstellungen verwandeln können, die sich für nationalistische Ziele missbrauchen lassen:

Gerade das Beispiel der ehemaligen jugoslawischen multikulturellen Gemeinschaft zeigt, mit welcher Leichtigkeit sich die positiven Eigenschaften einer gemischten Gesellschaft in negative Vorstellungen verwandeln können und für verschiedene politische und nationalistische Ziele missbrauchen lassen. Ein Jude, der heute in Serbien aufwächst, und der ziemlich häufig Ausdrücken offenen Hasses gegenüber Juden begegnet, wird sicher ein anderes Bild des Multikulturalismus entwickeln als diejenigen Juden, die, wie ich, in den fünfziger und sechziger Jahren aufgewachsen sind, als solche Vorkommnisse äußerst selten waren. Und während ich, mit meinen Erinnerungen und dank der Tatsache, dass ich weit weg wohne, die Bereitschaft zeige, das zu verstehen und halbwegs zu entschuldigen, bezweifeln junge Juden in Serbien wahrscheinlich immer mehr die Möglichkeit multikulturellen Lebens und spüren Ängste und Beklommenheiten, von denen ich verschont geblieben bin. Dort wo ich keine Grenzen gesehen habe, wird er (oder sie) möglicherweise unpassierbare Mauern sehen.³⁹

Letztendlich schließt Albahari damit, dass er durch die Entfernung sieht, wie viel er der jugoslawischen Multikulturalität und dem Zusammenspiel der serbischen und jüdischen Kultur verdankt. Nun, da es dies nicht mehr gibt, fühlt er sich wie ein Schiffbrüchiger, der auf einem Floß sitzend Flaschenposten verschickt.

Allerdings hat mir gerade die Entfernung ermöglicht, dass ich erkenne, wie viel ich der jugoslawischen Mischung der Kulturen verdanke, in der ich aufgewachsen bin, insbesondere dem Zusammenspiel der serbischen und jüdischen Kultur. Angesichts dessen, dass es diese Mischung nicht mehr gibt, und dass ich mich weigere, auf sie zu verzichten, ist es kein Wunder, dass ich mich wie ein Schiffbrüchiger fühle, dem kein Land mehr restlos sicher erscheint. Ich sitze auf einem Floß und sende Flaschenposten. Das Meer ist bisweilen bewegt, bisweilen ruhig, niemals völlig verlässlich, aber eines ist sicher: Es erkennt niemals Grenzen an.⁴⁰

Ein ähnlich multi- bzw. transkulturelles Bild von der Gesellschaft – das allerdings weniger in die Vergangenheit blickt, sondern völlig in der Gegenwart angesiedelt und in die Zukunft

perspektiviert ist – findet sich bei Aleksandar Hemon, der sich in einem Interview zum Dialog der Kulturen und dem Bedürfnis nach Übersetzung äußert:

Ich denke, es ist unmöglich, nicht mit anderen Kulturen zu kommunizieren. Und ich meine nicht gelegentlich, sondern ständig und andauernd. Die Übersetzung wird zu einem grundlegenden Bedürfnis einer funktionierenden Gesellschaft. Und ich denke weiter, dass die Situationen, in der Übersetzung oder Kommunikation in einer einzigen Person stattfindet, immer gewöhnlicher wird. Wissen Sie, für viele Leute wird das tägliche Praxis. Ich schreibe in zwei Sprachen. Ich schreibe Prosa in Englisch und in Bosnisch schreibe ich eine Kolumne für ein Magazin in Sarajewo. Sehr bald wird es niemanden mehr interessieren, ob ein Autor bilingual ist, weil es so viele bilinguale Autoren geben wird. Es wird nie wieder nur eine Sprache in einer Kultur geben. Es wird immer mehr als eine Sprache geben. Die Kulturen werden bilingual sein. Wenn sie es nicht jetzt schon sind.⁴¹

Miljenko Jergović thematisiert in seiner Erzählung *Bosnischer Eintopf* einen weiteren, eher alltagspraktischen Aspekt und fokussiert – auch abseits von territorialen oder nationalstaatlichen Grenzen – kulturelle Praktiken, die im Alltag an bestimmten Orten etabliert und tradiert sind und sich an anderen Orten nicht so leicht praktizieren lassen. Ein Beispiel ist das Kochen – nicht nur, dass bestimmte Zutaten evtl. nicht auffindbar oder nur schwer zu besorgen sind, sondern auch die Geräte, die benötigt werden, lassen sich nicht immer auftreiben. Das Kochen nimmt in Jergovićs Erzählung zwischen Elena und Zlaja in Zagreb einen wichtigen Platz ein und bringt in den Alltag „[...] etwas bosnische Metaphysik, die sich gegen bloße Nahrungsaufnahme und bloße Selbsterhaltung wehrte und in eine reine, unverfälschte Lust getaucht war“.⁴² Elena kam zum Studium nach Sarajevo, wo sie Zlaja kennen lernte. Nach Kriegsbeginn in Sarajevo ging Elena nach Zagreb zurück, wohin ihr Zlaja nach einigen Monaten des getrennten Zusammenlebens auch folgte. Eines Tages kam Zlaja auf die Idee, einen „bosnischen Eintopf“ zu kochen.

Doch eines Tages wollte Zlaja einen bosnischen Eintopf kochen, und das ist nicht möglich in all diesem blöden „Zepter“-Geschirr und sonstigen Töpfen, auf denen noch in hundert Jahren stehen wird „Made in Yugoslavia“. Für einen bosnischen Eintopf brauchte man unbedingt einen Tontopf, wie es ihn in dem turboeuropäischen Zagreb natürlich nicht gab. Wie es sie übrigens auch in den Geschäften Sarajevos nicht gab, wie man sie aber in allen bosnischen Häusern finden konnte. Tagelang durchstreiften Elena und Zlaja Zagreb auf der Suche nach diesem Tontopf. Am Ende fanden sie doch an zwei verschiedenen Enden der Stadt zwei Stücke, einfach ideal, um die rituelle Speise zu fassen. Allerdings war es schwer, sich zu entscheiden. Sie und er drängelten sich an die zehn Mal in den Straßenbahnen, betrippelten die Töpfe kennerisch mit den Fingernägeln, schüttelten den Kopf und verließen das Geschäft. Das Dilemma der „Bosnienbeschwörer“ blieb ungelöst. Jeder Topf war einfach der ideale. Den Zweifel löste ein anderer, wahrscheinlich wieder ein Bosnier, der den zweiten Tontopf kaufte, so daß nur mehr der erste übrigblieb.⁴³

„Hier sind unsere Monster“ (Derrida): „multi-“, „inter-“ und „trans-“ (Ette)

Ottmar Ette versucht sowohl theoretisch als auch in konkreten Analysen Literaturen und Texte zu beschreiben, die sich als „Aufbrüche neuer transkultureller, translingualer und transarealer Bewegungsmuster jenseits der von Sprachverarmung geprägten Unterscheidung von National- und Weltliteratur“⁴⁴ verstehen lassen, ohne dass dadurch die „Fixierung einer neuen Kartographie des Literarischen mit einer damit verbundenen Ausweisung neuer literarischer Räume“⁴⁵ entstünde. Dabei sind v.a. sich verändernde „Zwischenwelten“ von Bedeutung.⁴⁶

Ette unterscheidet zwischen den drei Präfixen „multi-“, „inter-“ und „trans-“ und beschreibt den unterschiedlichen Umgang im Bereich der Disziplinen, Kulturen, Sprachen, Medien, Zeiten, Räume und „(Reise-)Bewegungen“⁴⁷ und die sich nach jeweiligem Präfix ergebenden Strukturierungen. Während das „multi-“ meist für ein Nebeneinander (der Kulturen, der Räume usw.) steht, geht es bei „inter-“ zwar um ein Miteinander (der Disziplinen, der Sprachen usw.) und um eine intensive Kommunikation und Dialogizität, die durch das „inter-“ verbundenen Bereiche bleiben jedoch immer noch klar voneinander unterscheidbar und definieren sich auch durch die Differenzierung voneinander. „Trans-“ verweist dagegen auf eine „beständige Querung unterschiedlicher Disziplinen“⁴⁸ (Transdisziplinarität), auf „unterschiedliche Kulturen querende Bewegungen und Praktiken“⁴⁹ (Transkulturalität),

auf einen „unabschließbare[n] Prozeß ständiger Sprachenquerung“⁵⁰ (Translingualität), darauf, dass sich „unterschiedliche Medien in einem unabschließbaren Prozeß ständiger Bewegung, Kreuzung und ‚Übertragung‘ [durchdringen und queren]“⁵¹ (Transmedialität), auf ein „Verweben von Zeiten[,] [das] eine höchst eigene Zeitlichkeit schafft“⁵² (Transtemporalität) und auf „Querungen und Kreuzungen verschiedenartiger Räume“⁵³ (Transspatialität).

Damit sind bei Ette alle Monster angekündigt – im Sinne Derridas, der schreibt: „Monster können nicht angekündigt werden. Man kann nicht sagen: ‚Hier sind unsere Monster‘, ohne die Monster auf der Stelle in zahme Schoßhündchen zu verwandeln.“⁵⁴ Ettes Begrifflichkeit und seine Definition der Praktiken mit dem Präfix „trans-“ in Bezug auf Sprache, Kultur, Zeit und Raum als unabgeschlossener Prozess gegenseitiger Querungen ähnelt Bhabhas Ausführungen in *The Location of Culture*, der Konzepte wie das der Nation, der Heimat oder des Anderen in Bezug auf ihre Funktionsweisen hinterfragt und schließlich den Zustand des „in-between“ und der „Hybridität“ dagegensetzt. Gewissermaßen gegen Bhabhas begriffliche Unbestimmtheit steht bei Ette eine definitorische Präzisierung. Aber gerade dort, wo es Ette darum geht, Lebensräume beschreibbar zu machen, erweist sich eine solche Klassifizierung oft als eine Abmilderung des Textpotenzials, die durch die Ankündigung bewirkt wird, dass eine bestimmte textuelle Bewegung eher mit dem Präfix „trans-“, eine andere mit „inter-“ oder „multi-“ zu erklären ist. Versucht man etwa, sich Jergovićs Erzählung mit diesen Kategorien anzunähern, versachlicht man die Literarizität des Textes in eine translokale Bewegung zwischen Zagreb und Sarajevo und verflacht das Kochen des „bosnischen Eintopfs“ und die vorangegangene Suche nach dem passenden Tongefäß als transkulturelle Praxis. Auch an anderen Texten zeigt sich, dass die Literatur über solche Einteilungen und Kartografien hinausgeht und dass auch eine transareale Annäherung oft auf andere, diese Paradigmen irritierende Praktiken in den Texten stößt, mit denen sie dann umgehen muss: In Texten, welche die Nation oder Kultur gerade nicht in einem stereotypen Sinne performieren, spielen diese Paradigmen oft trotzdem eine Rolle. In Albaharis Texten geht es oft um die Unterschiede zwischen Serbien und Kanada, zwischen Nordamerika und Europa, Ugrešićs Essays kreisen ständig um die Frage der Unterschiede zwischen einer kapitalistischen westlichen und einer „anderen“ osteuropäischen Kultur, in Hemons sowie in Jergovićs Texten tauchen immer wieder „bosnische“ Alltagspraktiken und Erinnerungsstücke auf. Man könnte also sagen, dass bestimmte Texte einen transarealen Raum zwar einnehmen, aber dennoch auf nationale und lokale Räume rekurren und dass Performanzen von „Nation“, „Heimatland“ und „Fremde“ auch jenseits von stereotypen Beschreibungen artikuliert werden können.

Verschiedene Textstrategien verweisen auf unterschiedliche Umgangsweisen mit Bewegungen zwischen Kulturen, Sprachen und Nationen und den damit zusammenhängenden Identitäten, Narrativen und Geschichten: Sie werden teilweise als voneinander getrennte Welten wahrgenommen und teilweise durchdringen sie einander. Großstädte oder urbane Räume, die in vielen Texten als Ort der Handlung eine größere Rolle spielen als Nationen, sind – so auch Ette – „zu Brennpunkten multi-, inter- und transkultureller Bewegungen geworden“.⁵⁵ Auch Texte können solche Brennpunkte sein, wenn sie verschiedene Bewegungen in sich vereinen.

Erinnerung

Einer der bedeutendsten Gründe, aus denen es, wenn man von der Exilliteratur spricht, unangebracht ist, an stereotypisierenden Aufteilungen in das Eigene und das Fremde, in die „Heimat“ und die „Diaspora“ festzuhalten, und zugleich auch der Grund, aus dem bspw. der Kontext der Großstädte oder verschiedener urbaner Zentren eine wichtigere Rolle spielen kann als der nationale, betrifft auch die Grenze, wobei die Grenze in diesem Sinne nicht räumlich, sondern zeitlich ist. Genauer, wenn die Rede von der Prosa Aleksandar Hemons, Dubravka Ugrešićs, Bora Ćosićs oder auch Dževad Karahasans ist – jede/r von ihren ProtagonistInnen erlebt die Liminalität der literarischen Erfahrung als eine Mischung aus räumlicher (Trans-)Liminalität in Bezug auf den Staat/die Stadt/den Ort, in dem/in der er/sie sich befindet und der zeitlichen (Trans-)Liminalität, bei der die angeschwemmten Erinnerungen aus der Vergangenheit aktiv seine oder ihre Reichweite gestalten. Mit anderen Worten, die Grenze wird auf eine gewisse Art und Weise aufgehoben und zwar dort, gerade wie es Derrida mit der Metapher der „Hafenmole“, des „jetty“ gezeigt hat, wo ein bestimmter fluktuierender Raum „der Störung, der Unordnung oder des irreduziblen Durcheinanders“⁵⁶ entsteht. Ein

solcher Raum findet sich in Ugrešićs Essay, in der Situation des Aufenthalts im Central Park, beim Lesen der *New York Times*, wo die slawisch-türkische Gegenwart des Bagels zur Verlagerung der ganzen Situation in einen anderen Zeit-Raum beiträgt. Und wenn auch die räumliche Trans-Liminalität bzw. die Grenzüberschreitung positiv erlebt wird, weil man sich neuen Räumen eher affirmativ nähert – wie auch das Zitat von David Albahari zeigt, wo die bloße Wiederherstellung von Grenzen eine der Formen des Ausdrucks des verborgenen Wunsches nach der Unterbrechung der gemeinsamen kulturellen Kommunikation ist –, dann realisiert sich die zeitliche Grenze zwischen „jetzt“ und „früher“ auf Grund der Kohärenz des Subjekts in einem viel größeren Maße negativ. Gerade wegen der zeitlichen Bedingtheit der Erfahrung in der Exilliteratur schieben die Subjekte der Erzählung, metaphorisch gesprochen, unaufhörlich die „Vereinnahmung des anderen Raumes“ auf. Denn mit der Erinnerung wird die Beziehung nicht nur zur vergangenen Zeit, sondern auch zum vergangenen Raum wieder hergestellt. Mit anderen Worten, sowohl der *bagel* (Ugrešić) als auch *Buick Rivera* (Jergović)⁵⁷ sowie die Lieder der *Beatles* (Hemon) realisieren ihr Bedeutungspotenzial geradezu als *Trigger*, als *Auslöser* der vergangenen Erfahrung – ohne Rücksicht auf die aktuelle Gegenwart in einem anderen Raum. Die grenzüberschreitende Position des Subjekts verortet sich somit nicht nur zwischen hier und dort oder zwischen jetzt und früher, sondern realisiert sich als verlagerte Vermischung all dessen. Gerade wegen der Unbestimmtheit, wegen der Kontamination des Angeführten in einer dynamischen Struktur der Bewegung des Erzählers als Müßiggänger oder Herumtreiber (um es mit Benjamin zu sagen, ähnlich einem postmodernen *Flaneur*) lässt sich dieser Zustand bzw. dieser *state* mit Derridas Prinzip des „jetty“ verbinden, das, wenn es ein *statement* geben soll, Derrida als „Zufall“⁵⁸ definiert. Der Zufall hat keine Logik, oder, das, was ihm eigen ist, ist gerade das unerwartete Geworfensein in einen Zustand/Staat (*state*), der keine klare räumliche Grenze hat, weil der Protagonist oder die Protagonistin der Erzählung durch die Erinnerung regelmäßig in einer „Tasche mit dem Nötigsten“⁵⁹ den imaginären Raum des Landes auffindet, das er oder sie verlassen hat. Mit anderen Worten, mit der Erinnerung wird der gegenwärtige Augenblick modifiziert, er verändert, objektiviert, projiziert und verwirft (rejektiert [Derrida]) sich; mit der Erinnerung wird die Grenze zwischen hier und dort, zwischen jetzt und früher niedergerissen. Deswegen ist es möglich, dass mit Hilfe des Bagels New York als dystopischer (oder wie es Beganović mit Foucault sagen würde: heterotopischer⁶⁰) Ort erlebt wird, als ein Ort, dem die Protagonistin der Erzählung gleichzeitig angehört und nicht angehört; unterdessen modifiziert sie ihn durch ihre Anwesenheit und gibt ihm neue Bedeutungen; und die Reize, die sie empfängt, versucht sie regelmäßig in den Kontext ihrer eigenen Perspektive zu integrieren. In diesem Prozess, in diesem Zustand/*State*-Staat spielt die Erinnerung eine Schlüsselrolle, da sie das bloße Konzept der Grenze, die Liminalität verunmöglicht, ob die räumliche oder die zeitliche; sie verunmöglicht die Spaltung des Subjekts in das vergangene und in das gegenwärtige, in eines, das im Raum des Zuhauses geblieben ist, und in ein zweites, verlorenes, das auf dem Weg ist, auf der Suche nach einem neuen Zuhause (oder auch nach einer neuen Reise).

In dieser Konstellation greift der Protagonist infolge der ungewissen Situation zuerst zur Feder, trägt ein, schreibt, notiert. Wie eine Bestätigung der angeführten Erklärung lässt sich ein Zitat von Dubravka Ugrešić aus *American Fictionary* anführen:

Dieses Buch habe ich in einem Moment geschrieben, als sich für mich „alle Wörter verkehrt“ hatten wie Carrolls Hedlin [sic!] Alice. Beim Schreiben habe ich versucht, die verkehrten Wörter (und Welten) in eine Art Ordnung zu bringen.⁶¹

Die Ordnung, die gesucht wird, und die gerade erst verloren ist, ist eigentlich eine Reihenfolge, eine chrono-logische Reihenfolge, in der die entscheidende Rolle gerade nicht der Zufall einnimmt. Das ist die Reihenfolge, die Ordnung von Raum und Zeit, zusammengesetzt aus logischen Ganzheiten. Und weil es diese durch das „Spiel des Zufalls“ nicht mehr gibt, ist für die Subjekte der Erzählung das einzig Logische die Zuflucht zum Schreiben; weil das Schreiben zum Zeugnis der Verlorenheit wird, wo keine klare Grenze zwischen hier und dort, jetzt und früher gezogen werden kann. In der interessanten Erläuterung Michel de Certeaus:

Zu Beginn des Schreibens gibt es einen Verlust. Das, was sich nicht sagen lässt – eine unmögliche Entsprechung von Präsenz und Zeichen –, ist die Voraussetzung einer Arbeit, die immer wieder beginnt und deren Prinzip ein Nicht-Ort von Identität und eine Opferung der Sache ist. [...] Als praktischer Umgang mit dem Verlust des Sprechens hat die Schrift nur außerhalb ihrer selbst einen Sinn, an einem anderen Platz, nämlich dem des Lesers, den sie als ihre eigene Notwendigkeit produziert [...]. Sie

bewegt sich zu einem Sprechen hin, das ihr niemals gegeben sein wird und das eben deshalb die Bewegung hervorruft, unendlich mit einer abgelösten, ab-soluten Antwort verbunden zu sein, mit der Antwort des Anderen. Aus diesem Verlust entsteht das Schreiben.⁶²

Dieses Zitat wird besonders anschaulich, wenn man die Schreibsituation von Dubravka Ugrešić oder Aleksandar Hemon betrachtet. Der Verlust als Auslöser des Schreibens, der Verlust auch als Ausgangspunkt der Identität des Erzählers oder der Erzählerin,⁶³ der oder die infolge des Verlusts – und damit der räumlichen Entfernung (für Ugrešić ist das zuerst Amsterdam und dann die USA, für Hemon Chicago, und für Semezdin Mehmedinović ist das Virginia in den USA) – versucht, sich durch die Erzählung zu integrieren, weil die Desintegration der durchgemachten/durchlebten Erfahrung sich unwiderruflich als (Zu-)„Fall“ der imaginären Position des Zustands/Staats aufdrängt.⁶⁴ Dass das allgemeine Kennzeichen der post(ex)jugoslawischen Literatur auf der einen Seite die Anlehnung an diesen Verlust ist, der das Schreiben über ihn und seine Analyse aktiviert, und auf der anderen Seite der Versuch der Wiederherstellung der Beziehung zur aufgerissenen Erinnerung, bestätigt auch Davor Beganović:

Unterschiedliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie Dubravka Ugrešić und Zoran Ferić, David Albahari und Vladimir Arsenijević, Dževad Karahasan und Miljenko Jergović befinden sich an der Erstellung eines gemeinsamen Projekts der Rekonstruktion eines trist-traurigen, ironischen, spielerischen, kritischen Bildes dessen, was einst ihre Kindheit war, ihres scheinbaren Arkadien, des Topos (in der doppelten, rhetorischen und geografisch-architektonischen Bedeutung) des verlorenen Paradieses. Dieses Projekt variiert vom einen zum anderen Autor bzw. von der einen zur anderen Autorin, es versucht verschiedene Schichten des Lebens auf der Welt zu erfassen, es entfernt sich mehr oder weniger vom realistischen Diskurs, aber ihm ist ein gleiches Merkmal vor Augen: die Materialisierung und Semantisierung des Verlusts, das Auffüllen der Spalte, die sich in ihnen allen aufgetan hat an demjenigen Ort, an dem sich früher das bunte Bild befunden hat, welches zerteilt und verbunden ist, aber welches zu vernichten nicht nötig war, um ein scheinbar höheres Ziel zu erreichen, dessen Höhe, am Ende, sich eben nicht als besonders schwindelerregend erwiesen hat.⁶⁵

Unterdessen ist es wichtig hervorzuheben, dass die Erinnerung kein anderes Medium als die sprachliche Vermittlung hat, konkreter, nur die Erzählung wird (und bleibt) die Bühne der introspektiven Rückkehr in die Vergangenheit. Der Verlust spielt in dieser Erzählung aber die zentrale Rolle oder der Verlust bedingt, dass die Erzählung über ihn notwendig wird, vielmehr, er überführt die Erzählung aus ihrem ästhetischen Charakter der Fiktion in die ethische Dimension der Faktizität. In diesem Sinne sind die Erinnerung an den erlebten stürmischen (Kriegs-)Zeitraum, die Deplatzierung, die durch die erzwungene und freiwillige Abwesenheit „von dem Ort des Ereignisses“ verursacht ist, und jeder „andere“ Ort gekennzeichnet durch die erzählerische Erinnerung an das verlassene Land. Als ob die Legitimation in dem neuen Raum durch eine Erzählung wiederhergestellt werden müsste, die eine Verbindung zu der vergangenen Zeit und dem vergangenen Raum anbietet. Das ist zuallererst bei Dubravka Ugrešić und in dem bereits erwähnten Buch ersichtlich, wo es auch um die wortwörtliche Legitimation bei der Ein- und Ausreise aus den USA geht, wo die bloße Übergabe des Passes die Problematisierung des Status „eines Landes, das es nicht gibt“, aktiviert.

Kurzum, die Erinnerung, die durch die Erzählung vermittelt wird, besetzt die konstitutive Kluft, den Verlust, die entscheidende Leere, die die Erzählung erfolgreich macht. Unterdessen ist es wichtig zu erwähnen, dass die Deplatzierung und die Außerzeitlichkeit auch die Notwendigkeit herbeiführen, bestimmte kollektive Erinnerungsnarrative zu überprüfen, die infrage gestellt worden sind. Maurice Halbwachs hat signifikant darauf aufmerksam gemacht, dass wir in dem Augenblick, in dem wir uns an ein Ereignis oder ein Buch aus der Kindheit erinnern, zuerst versuchen, „uns in den damaligen geistigen Zustand zurück[zu]versetz[en]“,⁶⁶ aber das, was uns keinesfalls gelingt, ist die Ganzheit dieser Erfahrung. Beziehungsweise, mit der Erneuerung des Ereignisses in der Vergangenheit verlieren die Ereignisse „ihre Form und ihren Aspekt von einst“.⁶⁷ Mit anderen Worten, wenn das Ereignis, das sich ereignet hat (und das nicht notwendigerweise traumatisch sein muss), erneuert und verbalisiert wird, verändert sich die Stellung dazu, weil es in einem anderen Kontext aktiv wird. Das ist in Aleksandar Hemons Prosa offensichtlich, der am radikalsten (neben Irfan Horozović) auf die ausschlaggebende Rolle des Kontextes bei der Gestaltung der Bedeutung

eines Ereignisses verweist; wo die Antwort auf die Frage „Woran werden wir uns erinnern?“ direkt mit dem Kontext dieser Frage verbunden ist (wer wird uns das wo und warum fragen?). Wenn Hemon seinen Protagonisten in Chicago verortet, verunmöglicht der bloße Anblick der Schlagzeile in einer Zeitung, dass seine persönliche Erzählung eine Verbindung mit irgend-einer anderen, mit einer in diesem Augenblick einsetzenden, aufnimmt: „There was a pile of newspapers on the table, the front page facing me: DEFENSE COLLAPSE IN GORAZDE. [...] U.S. SEIZES BOAT CARRYING 111 IMMIGRANTS, a headline read.“⁶⁸

Abschließend lässt sich formulieren, dass in der Situation der postjugoslawischen Literatur die ambivalente Position des Exils – das nicht Ort, nicht Zeit ist, weil es sich immer schon als ein Wunsch nach einem anderen Ort, nach einer anderen Zeit konstituiert – gerade deswegen zum Ausdruck kommt, weil die Zeit der Erinnerung und der Raum der Zugehörigkeit unwiderruflich verschwunden sind. In diesem Sinne könnte man paradoxerweise sagen, dass es keinen besseren Ort für die postjugoslawische Literatur gibt, als diesen Un-Ort bzw. den Ort des Exils. In diesem Sinne wird der lobenswerte methodologische Versuch von Davor Beganović und Enver Kazaz bedeutsam, die in der Einleitung zu ihrem Buch *Unutarnji prijevodi* [*Interne Übersetzungen*] hervorgehoben haben, dass

[...] die einstige gemeinsame Kultur des Landes, das zerfallen ist, nur in einem virtuellen Raum fortbestehen kann. Die Verlagerung des Realen in das Virtuelle bis zur Unmöglichkeit, dass sie sich trennen, markiert die postjugoslawische literarische Situation der ständigen Dispersion und ständigen Sammlung, des Nomadentums und der Staatenlosigkeit, der Melancholie und reflexiven Nostalgie.⁶⁹

Auch wenn sich ausmachen ließe, dass die angeführte Situation der postjugoslawischen Literatur nicht viel versprechend ist, ist es gewinnbringend, die Frage im umgekehrten Sinne zu stellen, nämlich: Sind nicht die Trans-Liminalität, die Virtualität, die Hybridität, das Exil, die Nostalgie (und die Melancholie) auf eine Art und Weise nicht nur Versuche der Literatur, die nach dem Zerfall Jugoslawiens entstanden ist, sondern der Literatur im Allgemeinen? Oder, begünstigt nicht gerade eine solch komplexe Situation (und der im Extremfall auch komplexe oder sogar Anstoß erregende Status dieser Literatur) das Entstehen neuer Werke, die in die Konstellation – so wie in die Situation des Entwurfs („jetty“) – auch „ein Element der Störung, der Unordnung oder des irreduziblen Durcheinanders“⁷⁰ hineinragen? Und letztendlich, äußerst zugespitzt, ist nicht eine solche „virtuelle“ Exil-post-jugoslawische Literatur vielleicht ein notwendiges Mittel der Kritik, mit dem man danach strebt, den dominanten nationalen Diskurs zu destabilisieren, der zu den Kriegereignissen führte? Gerade wegen dieser Fragen ist es notwendig, die literarischen Werke der ex-jugoslawischen AutorInnen zu erforschen, aber noch wichtiger ist der performative destabilisierende Akt, mit dem die Literatur kritisch teilhaben kann – nicht nur gegen nationalistische Diskurse der Heimatliteraturen, sondern auch gegen die Position der Literaturen derjenigen Länder, in denen sie sich befinden. Mit anderen Worten, die Deplatziertheit, das Exil, die Virtualität, aber auch die Erinnerung und die Nostalgie artikulieren sich innerhalb der literarischen Werke; indem sie Ästhetik entfalten, schließen sie gleichzeitig die Ethik mit ein und als Literatur entstehend thematisieren sie eigentlich Politisches. Und hier ist die Mimikry-Strategie der postjugoslawischen Exilliteratur von entscheidender Bedeutung – gerade wegen der potenziellen kritischen Position, die ein zeitgenössischer kultureller Imperativ bleiben sollte.

Anmerkungen

- 1 Derrida, Jacques: Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen. Übers. v. Susanne Lüdemann. Berlin: Merve 1997 [1986], p. 6.
- 2 Ibid., p. 5.
- 3 Die Erklärung der Anführungszeichen legitimiert sich hier v.a. durch die vorangegangene Fehlleistung. Da Derrida vorgibt, die Anführungszeichen nicht mitgelesen zu haben, wird ihrer Erklärung Raum eingeräumt. Das Weglassen verdoppelt sie – die Anführungszeichen werden nochmals in Anführungszeichen gesetzt. Dadurch wird die durch sie „üblicherweise“ transportierte Haltung „*We don't use it seriously, we only mention it.*“ (ibid., p. 26) ausgelöscht (in der Fehlleistung ohne Anführungszeichen) und wiedereingesetzt (in der Erklärung des „richtigen“ Kongresstitels); schließlich widerfährt den Anführungszeichen durch das Oszillieren zwischen dem Wort mit und ohne Anführungszeichen performativ Aufmerksamkeit.
- 4 Ibid., p. 6.
- 5 Ibid., p. 9f.
- 6 Cf. ibid., p. 6ff.
- 7 Ibid., p. 8.
- 8 Ibid., kursiv i.O.
- 9 Ibid.

- 10 Ibid., p. 43.
 11 Ibid.
 12 Ibid., p. 44.
 13 Cf. *ibid.*, pp. 23-33.
 14 Ibid., p. 30.
 15 Ibid., Klammern und kursiv i.O.
 16 Derrida, Jacques: Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse! Übers. v. Hans-Dieter Gondok. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998 [1996], p. 161.
 17 Derrida 1997, p. 60.
 18 Ibid., p. 61.
 19 Ibid., p. 62.
 20 Ibid., p. 8.
 21 Ibid., p. 43.
 22 Der britische BBC-Korrespondent Judah, Tim: Good News from the Western Balkans. Yugoslavia is Dead. Long Live the Yugosphere. London: LSEE Papers on South Eastern Europe 2009 prägte den Begriff der „Jugosphäre“. „Jugonostalgische“ oder „postsozialistische“ Konzepte werden durch die Beschreibung von eher pragmatischen Kooperationen in den „Jugosphären“ Wirtschaft, Kultur und Politik abgelöst. Der kulturelle Austausch oder die Aufteilung desselben Wirtschaftsmarktes, aber auch die bi- und multinationalen außenpolitischen Abkommen, die zunächst auf Druck der EU geschlossen wurden, stehen hierbei im Vordergrund.
 23 Derrida 1997, p. 43.
 24 Ibid., p. 44.
 25 Ugrešić, Dubravka: Bagel. In: Dies.: My American Fictionary. Übers. v. Barbara Antkowiak. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994 [1993], pp. 176-179. Besonders spannend ist hier die Verbindung von Bagel und *jetty*, insofern *jetty* auch Mole bedeutet. So wie die Mole eine Aufschüttung ist, die ins Meer ragt, bzw. eine gerade oder gekrümmte Mauer, die wiederum – wie der Damm – die Wellen bricht und den Grenzraum zwischen Meer und Festland bildet, ist auch der Bagel in Ugrešićs Text – wie im Folgenden gezeigt werden wird – ein Grenzraum zwischen Stabilisierung und Destabilisierung.
 26 Derrida 1997, p. 43.
 27 Ugrešić 1994, p. 177.
 28 Derrida 1997, p. 7.
 29 Ibid., p. 8.
 30 Ibid., p. 10.
 31 Ibid., p. 11. Weiter weist Derrida in diesem Zusammenhang auf die Doppelbedeutung von Staat als politische Institution und als Zustand oder Statement hin, wobei beide v.a. in Bezug auf das Hervorbringen von neuen Statements und Entwürfen in Bezug auf das Establishment und dessen hegemoniale Ziele zu berücksichtigen sind: ‚Wer – innerhalb der Universität und anderswo – nicht vollständig im Tiefschlaf liegt, weiß, daß diese Titel nicht für irgendeine klassifizierbare Identität stehen, daß sie nicht einem irgendwie begrenzten Korpus entsprechen. Darum sind sie noch lange nicht leer oder unbedeutend. Was sie benennen, ist der herrschende Stil jedes Entwurfs und das, was ihn stabilisiert – ihn stabilisiert in der Form eines Standes oder Status‘ in welchem Sinn, von jetzt an? [...] Also nimmt jeder Entwurf für sich in Anspruch, sich über die Grenzen des gesamten Standes oder Staats (state) hinaus auszudehnen und ihn, mittels einer Faltung, zu reflektieren. Es gibt also einen ‚Staat im Staate‘ oder einen ‚Stand im Stand‘ (state within the state) gemäß den beiden Bedeutungen des Wortes ‚state‘: im Sinne der politischen Organisation, des Staats [...] und im Sinn von state als Status, Bilanz, Stand, Zustand, Rechenschaft = Statement. Jeder theoretische Entwurf ist Institutionierung eines neuen Statements über den ganzen Staat und eines neuen Establishments, das auf die staatliche Hegemonie zielt.“ (Ibid., p. 12f.)
 32 Ugrešić 1994, p. 177f., kursiv i.O.
 33 Ibid., p. 178, kursiv i.O.
 34 Derrida 1997, p. 21f. Cf. *ibid.*, p. 7 auch der Zusammenhang zwischen der Mehrzahl von „states“ als Staaten/Stände/Zustände, deren möglicher Darstellung auf einer Tafel (table), und dem Establishment, das eine hierarchisierende Klassifizierung erst ermöglicht: „Der Plural der Stände (states) destabilisiert oder weist auf die Instabilität, die tatsächlich wesentliche Destabilisierung einer solchen Tafel hin – einer Tafel, die niemals funktioniert ohne die korrespondierende und hierarchisierende Struktur eines Establishment. Was dieser Plural in Frage stellt [...], ist daher selbst die Möglichkeit eines Diskurses, der heute stillschweigend eine solche taxonomische Objektivierung voraussetzen wollte – eine Voraussetzung, die [...] gemacht wird, wenn die doxa [...] mit den Titeln der Theorien und Theoreme spielt wie mit Schachfiguren [...].“
 35 Ibid., p. 8, kursiv i.O.
 36 Albahari, David: Granice [Grenzen]. In: Sarajevske Sveske 3/2003, pp. 59-64, sowie <http://www.sveske.ba/files/brojevi/SS%2003.pdf> (zuletzt eingesehen am 11.09.2011). Die folgenden Übers. der Zitate stammen v. d. Autorin D.H.
 37 Ibid., p. 59.
 38 Ibid., p. 60.
 39 Ibid., p. 63.
 40 Ibid., p. 64.
 41 Hemon, Aleksandar: Aleksandar Hemon im Interview mit Heike Gatzmaga: Die Kulturen werden bilingual sein. In: <http://www.culturebase.net/artist.php?4135>, 2009 (zuletzt eingesehen am 02.09.2011).
 42 Jergović, Miljenko: Bosnischer Eintopf. In: Ders.: Sarajevo Marlboro. Wien, Bozen: Folio 1996 [1994], pp. 35-39, hier p. 38.
 43 Ibid., p. 38f.
 44 Ette, Ottmar: ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz. Berlin: Kadmos 2005, p. 14. Die Begriffe „National- und Weltliteratur“ werden von Ette nach der „gängigen Unterscheidung“ wie folgt gefasst: „[...] Nationalliteratur (um die sich die noch immer dominanten Nationalphilologien kümmern) und Weltliteratur (die eine Domäne

der Vergleichenden Literaturwissenschaft darstellt [...]“ (ibid.). Auf die neuere Diskussion um Weltliteratur geht Ette in diesem Kontext nicht ein.

- 45 Ibid., p. 15.
- 46 Cf. ibid.: „Im Fokus des in diesem Buch anhand möglichst verschiedenartiger Beispiele analysierten ZwischenWelten-Schreibens stehen folglich mobile, dynamische Raum-Zeit-Konfigurationen, die sich überschneidende, durch komplexe Grenzlinien charakterisierte Zwischenwelten im Transit zu erkennen geben.“
- 47 Ibid., pp. 20ff.
- 48 Ibid., p. 20.
- 49 Ibid., p. 21.
- 50 Ibid.
- 51 Ibid.
- 52 Ibid., p. 22.
- 53 Ibid.
- 54 Derrida 1997, p. 37.
- 55 Ette 2005, p. 37.
- 56 Derrida 1997, p. 43.
- 57 Jergović, Miljenko: Buick Rivera. Zagreb: Durieux 2002.
- 58 Hier aus der kroatischen Übersetzung (*slučaj*) ins Deutsche von der Autorin D.H. Cf. Derrida, Jacques: Some Statements and Truisms about Neologisms, Newisms, Postisms, Parasitisms, and other Small Seisms. Übers. v. Tomislav Brlek. In: Quorum 25 (2009), Nr. 5-6 (128-129, sv. 100), pp. 7-41, hier p. 31. Dieser Abschnitt fehlt in der deutschen Übersetzung (cf. Derrida 1997, p. 45, zwischen dem ersten und dem zweiten Absatz). Die unterschiedlichen Versionen sind Folge der Entstehung des Vortrags von Derrida: Das Manuskript wurde auf Französisch verfasst, mit Blick auf den Vortrag, der in englischer Sprache gehalten werden sollte, jedoch bereits mit englischen Begriffen versehen. Die englische Version dieses Vortrags – d.h. die Übersetzung des französischen Manuskripts ins Englische von Anne Tomiche – lag der deutschen Übersetzung zugrunde (cf. ibid., p. 63.). Die kroatische Übersetzung folgte dem französischen Manuskript, das später auch von Derrida durchgesehen veröffentlicht wurde und an manchen Stellen von der englischen Version abweicht (cf. Derrida 2009, p. 7). Der Grenzbereich zwischen der englischen und französischen Version und die sich in den Übersetzungen noch multiplizierende Dissemination erweisen sich hier als performative Unterfütterung der Ausführungen zu „jetty“ (bzw. zu *Entwurf* oder *gat*).
- 59 Ugrešić 1994, p. 9.
- 60 Cf. Beganović, Davor: Poetika melankolije [Die Poetik der Melancholie]. Sarajevo: Rabic 2009, pp. 190-217. Die folgenden Übers. der Zitate stammen v. d. Autorin D.H.
- 61 Ugrešić 1994, p. 9.
- 62 De Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Berlin: Merve 1988 [1980], p. 342f.
- 63 Cf. Ugrešić 1994, p. 17: „Ich weiß nicht mehr, wer ich bin, wo ich bin, zu wem ich gehöre, sagte Mama vor ein paar Tagen.“
- 64 In Verbindung damit sagt Davor Beganović 2009, p. 260 in seiner beachtenswerten und inspirativen Studie *Die Poetik der Melancholie*, in der er über die Prosa Aleksandar Hemons schreibt, über diese ganze Generation: „[D]ie jugoslawischen Nostalgiker befinden sich so in einem virilen Zustand ungewollter Präsenz der Gegenwart, die ihnen nur Räume der endlosen melancholischen Trauer darbietet und der Vergangenheit, in der das – kritisch reflektierte und oft ironisierte aber auch erkennbare – verlorene Glück platziert ist. Eine solche Topografie, aus der paradoxale oder oxymoronische Figuren einer verschlossenen Offenheit (oder offenen Verschlossenheit) oder unfreien Freiheit gezeugt werden, bestimmen wesentlich die Prosa Aleksandar Hemons – noch eines Angehörigen der verlorenen Generationen, die versuchen, das, was unwiderbringlich desintegriert ist, virtuell zu integrieren.“
- 65 Beganović 2009, p. 257f.
- 66 Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Übers. v. Lutz Geldsetzer. Berlin, Neuwied: Luchterhand 1966 [1952], p. 125.
- 67 Ibid., p. 132.
- 68 Hemon, Aleksandar: Nowhere Man. The Pronek Fantasies. New York: Nan A. Talese 2002, p. 13f.
- 69 Beganović, Davor/Kazaz, Enver: Unutarnji prijevodi [Interne Übersetzungen]. Podgorica: Sibila, Zagreb: Ljevak 2011, p. 9. Übers. v. d. Autorin D.H.
- 70 Derrida 1997, p. 43.

Diana Hitzke studierte Allgemeine und vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft/Komparatistik, Musikwissenschaft und Slavische Literaturwissenschaft (Kroatisch) in Gießen und Zagreb. Magisterarbeit zum Thema „Theorie und Praxis der literarischen Subversion“ zu Judith Butler, Jacques Derrida, Julia Kristeva, Elfriede Jelinek und Vladimir Sorokin. Seit 2009 Stipendiatin an der „Plattform Weltregionen & Interaktionen. Area Studies Transregional“ an der Universität Erfurt. Dissertationsprojekt zum Thema „Nomadisches Schreiben nach dem Zerfall Jugoslawiens: David Albahari, Bora Ćosić, Dubravka Ugrešić“.
Kontakt: diana.hitzke@gmail.com

Ivan Majić (Split, 1981). Studium der Kroatistik und Slawistik, Diplom 2005. Assistent am Inst. f. Südslawische Sprachen und Literaturen an der Philosophischen Fakultät in Zagreb. 2011 Promotion zum Thema des Verhältnisses von Erinnerung und Erzählen im Werk Meša Selimovića. Forschungsinteressen: Post/ex-jugoslawische Gegenwartsliteratur und bosnisch-herzegowinische Literatur mit Berührungspunkten zu Problemen der Theorie der Psychoanalyse.
Kontakt: imajic@ffzg.hr